

Unverkäufliche Leseprobe



Navid Kermani
Schöner neuer Orient
Berichte von Städten und Kriegen

240 Seiten mit 6 Abbildungen. Gebunden
ISBN: 978-3-406-50208-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14530>

Kein Drinnen und kein Draußen

Die heile Welt ist nach Quadratkilometern zu zählen. Die großzügigen Parklandschaften, in denen die Reichen ihre Villen, Einkaufszentren und Eliteschulen errichtet haben, sind umgeben von hohen Mauern, an deren Eingängen hochtechnisierte Sicherheitsdienste darüber wachen, daß niemand den Frieden stört. Zur Arbeit müssen sie ihr Paradies zwar verlassen, aber auf sechsspurigen Autobahnen gelangen die leitenden Angestellten sicher in die Zentren, wo die Verwahrlosung dank einem ständig erweiterten Netz von Hochstraßen in gebührendem Abstand bleibt, bis die Tiefgaragen der Bürotürme sich gleich den Armen einer guten Nanny öffnen.

Was wie eine Vision anmutet, ist in vielen Metropolen der Dritten Welt längst Realität. Ob in Karatschi, Kairo oder Lima – nicht mehr die Elenden, Aussätzigen, Andersfarbigen leben in Ghettos, sondern die Reichen. Außerhalb ihrer Mauern bleibt die Stadt sich selbst überlassen; daß die Versorgung mit Wasser und Strom kollabiert, die Infrastruktur zerfällt, die Schulen geschlossen bleiben und die Kriminalität sich frei entfaltet, ist in den Villen allenfalls ein Thema bedrohlicher Fernsehreportagen oder schauererregender Anekdoten, die man sich abends auf der Veranda erzählt. Bloß der Form

nach die eigene Heimat, wird die Welt draußen nurmehr als Quell möglicher Gefahren wahrgenommen.

Man mag diese Wahrnehmung als skurril abtun, dabei drohte sie in den letzten Jahren mehr und mehr zu unserer eigenen zu werden. Der Unterschied bestand vor allem darin, daß unser Ghetto ein bißchen größer und die Wege zu unseren Stützpunkten draußen, den Hotellobbys, Feriensiedlungen und den lokalen Umschlagplätzen der Weltwirtschaft, ein bißchen länger waren. Unsere Hochstraßen verliefen auf dreißigtausend Fuß. Aber genauso wie in den gut bewachten Villenvierteln von Karatschi, Kairo oder Lima erreichte die Welt außerhalb unserer Mauern und Stützpunkte ein breites öffentliches Bewußtsein fast nur noch, wenn dort den eigenen Leuten etwas zustieß. Dann schickte selbst SAT 1 seine Kameramänner auf die Philippinen und diskutierte Maybrit Illner über den Islam. Ansonsten waren mit der Welt außerhalb unseres westlichen Wohlstandsghettos Auflage und Einschaltquoten nur dann noch zu erzielen, wenn es Fernsehprominenz war, die sich unter ausführlicher Schilderung ihrer Strapazen in die Fremde begab, um sie als so wüst zu schildern, wie man sich das zu Hause immer schon gedacht hat, ein Wilder Osten oder Süden aus Gotteskriegern, atavistischen Instinkten, mythischem Haß und mittelalterlichen Irrationalismen, der uns mit dem wohligen Schauer des Abscheus versorgte. Insofern er das Fremde, statt es vertraut zu machen, als gruseliges Gegenbild entwirft, dient ein solcher Exotismus, so sehr er in der Ferne schweift, nur der eigenen Selbstvergewisserung. Damit aber ist er nur der raffinierteste Akt unserer Nabelschau. Wenigstens ist die Globalisierung so umfassend, daß der bornierte Provinzialismus, der sogar das Lachen als zivilisatorische Errungenschaft für sich reklamiert, nicht bloß bei uns ihre Kehrseite ist. Auch in vielen der Gesellschaften, die dieses Buch behandelt, stehen die humane Größe der je eigenen Kultur in Widerspruch zur Stupidität jener, die sie am lautesten verteidigen.

Mit der Lokalzeit schien es nach dem 11. September 2001 vorbei zu sein. Vielen Lesern, Zuschauern und sogar Redakteuren ging auf, daß der Tarifabschluß in der südwestfälischen Metallindustrie und die Vorstandswahlen eines FDP-Landesparteitags vielleicht doch von geringerer Bedeutung sind als das mögliche Kollabieren der Atommacht Pakistan. Talkshows, Sondersendungen, Feuilletons lernten, die Außenpolitik zu buchstabieren; sie entdeckten, daß es eine Welt außerhalb der westlichen gibt und daß sie uns betrifft. Schlagartig fiel unser Blick auf Regionen, ja ganze Erdteile, die über Jahre sich und ihren Kriegen überlassen worden waren. Daß diese Entdeckung ausgerechnet in die Amtszeit von George W. Bush fällt, ist von bizarrer Logik.

Wenn es vor dem 11. September einen westlichen Staatsführer gab, der die Welt aus der Warte eines bedrohten Paradieses wahrnahm, war es der derzeitige amerikanische Präsident, der mit seiner Unkenntnis von der Welt im Wahlkampf geradezu hausieren ging, um deutlich zu machen, daß ihn allein das Schicksal Amerikas interessiere. Anekdoten wie die von den Taliban, die er für eine Rockband hielt, sind dabei allenfalls ein amüsanter Aspekt am Rande. Viel wichtiger ist, daß mit seinem Amtsantritt Politiker an die Schalthebel der amerikanischen Außenpolitik zurückgekehrt sind, die bereits nach dem Ende der Sowjetunion unter George Bush sen. die veränderten Prioritäten formuliert und umgesetzt hatten. Nach dem Ende des Kalten Krieges hatte sich die amerikanische Außen- und Sicherheitspolitik auf die Bedrohung konzentriert, die ihrer Ansicht nach von sogenannten «Schurkenstaaten» (*rogue states*) ausgeht, ein Begriff, der unter Bill Clinton am Ende vermieden, unter dem neuen Präsidenten aber sogleich wieder zum offiziellen Sprachgebrauch erklärt wurde. Die *rogue states* Kuba, Nordkorea, Sudan, Libyen, Iran und anfangs auch Jugoslawien sind an die Stelle getreten, die einst das «Reich des

Bösen» einnahm; indem Bush jun. den Begriff der «Achse des Bösen» prägte, knüpfte er auch begrifflich an die Zeit des Kalten Krieges an. Am deutlichsten manifestierte sich die neue Ausrichtung der eigenen Außen- und Sicherheitspolitik in den Plänen für eine Nationale Raketenabwehr, die mit dem «Rumsfeld-Report» des vormaligen und heutigen Verteidigungsministers Donald Rumsfeld 1998 in den Rang einer offiziellen Doktrin erhoben wurde. Im Unterschied zu Ronald Reagans Vorhaben einer weltraumgestützten Raketenverteidigung, der Strategic Defense Initiative (SDI), die einen Schutz gegen eine umfassende atomare Attacke der Sowjetunion bieten sollte, richtet sich die bodengestützte National Missile Defense (NMD) gegen einzelne Interkontinentalraketen, die mit nuklearen, chemischen oder biologischen Sprengköpfen bestückt sind. Sie könnten sich, so die Befürchtung, im Besitz von feindlich gesinnten Potentaten und Extremisten befinden. Um es innerhalb des eingangs eingeführten Bildes der *gated communities* auszudrücken: Wenn es niemand mehr gibt, der uns zu überfallen droht, so könnten doch draußen immer noch ein paar Schurken herumlaufen, die auf die Idee kommen, uns zu bombardieren.

Indem Washington sich aus zentralen Feldern der bisherigen Außenpolitik wie dem Nahen Osten, Afghanistan oder Südasien zunächst zurückzog und zugleich entschlossen, ohne weitere Rücksprache mit Bündnis- und Vertragspartnern, die Idee einer Raketenabwehr vorantrieb, schien es in den ersten Monaten unter George W. Bush jun. endgültig die Konsequenz aus einer Weltsicht zu ziehen, die in der amerikanischen Öffentlichkeit immer häufiger formuliert worden war und auch in Deutschland zunehmend Adepten fand: Draußen wimmelt es von Bekloppten, Kriminellen und Radikalen, die man weder verstehen noch belehren, sondern nur auf Abstand halten kann. Die Anschläge von New York und Washington haben diese Illusion zerstört.

Der Schock, den sie ausgelöst haben, kann seine Ursache nicht allein in der Zahl und auch nicht in der Brutalität der Bilder gehabt haben. Ruanda, der Balkan oder auch Afghanistan haben uns in den letzten Jahren mit ganz anderen Dimensionen des menschengemachten Horrors versorgt. Der Schock bestand wesentlich darin, daß der Massenmord in die Metropolen der westlichen Welt wiedergekehrt ist. Die Anschläge von New York und Washington haben zwei wesentliche Prämissen zerstört, auf denen speziell das amerikanische Gefühl der Unverwundbarkeit beruhte:

Erstens ermöglichen es noch so streng bewachte Grenzen und noch so hochfahrende Raketenpläne nicht, sich von den Schurken abzuschotten, da sie sich mitten unter uns befinden: Die Attentäter hatten sich allem Anschein nach tief in die westlichen Gesellschaften integriert, waren fleißige, sympathische, unauffällige Studenten. Sie wiesen gute Zeugnisse vor, dachten über Ökologie, Stadtentwicklung oder die Sanierung historischer Altstädte nach, lebten zum Teil nicht einmal besonders religiös, hatten Freundinnen, gingen samstags in die Disko, drehten sich zur Entspannung auch mal einen Joint und pilgerten statt zur Kaaba am Wochenende zum FC St. Pauli ins Stadion am Millerntor. Die Warnungen vor Parallelgesellschaften und Aufrufe zur Leitkultur, die konservative Politiker und Fernseh-Experten des Islams nach dem 11. September mit rechthaberischem Gestus erneuert haben, mögen berechtigt sein oder nicht – nur mit dem 11. September hat das kaum etwas zu tun: Die Attentäter und Helfer, sofern sie aus Deutschland stammten, sind gerade nicht in den fremdsprachigen Enklaven Deutschlands aufgewachsen, haben die Nachmittage ihrer Jugend nicht in den Hinterhof-Koranschulen verbracht, ja sie schießen geradezu Modellfälle einer gelungenen Integration abzugeben, intelligent, erfolgreich, von hoher sozialer und kultureller Kompetenz. Bei den Terroristen, die in den Vereinigten Staaten ihre Heimat gefunden hatten, ergibt sich ein

ähnliches Bild. Sie lebten in ruhigen Wohnstraßen, führten ein unauffälliges, aber keineswegs abgeschottetes Familienleben, hatten Freunde in der bürgerlichen Nachbarschaft. Sieben von ihnen wohnten seit Jahren unbeachtet in Delray Beach. Nicht anders als die Attentäter aus Deutschland werden auch sie als zuvorkommend und höflich beschrieben. Sie sind nicht an Floridas Ostküste gezogen, um sich zu tarnen, sondern haben ausgerechnet in dieser amerikanischen Kleinstadt von sechzigtausend Einwohnern, die weder über eine Moschee noch über ein islamisches Zentrum verfügt, den islamischen Extremismus für sich entdeckt. Es war nicht nur, daß sie nichts zu verbergen schienen – «*sie hatten nichts zu verbergen*», brachte ein Nachbar von Abdul Rahman Alomari, dem saudisch-arabischen Piloten aus Vero Beach in Florida, das Paradox auf den Punkt. Auf ihre Pläne sind sie nicht etwa in den Tälern des Hindukusch gekommen, sondern in Hamburg und Bochum, in Florida und Baltimore; ihre mörderischen Phantasien sind nicht im Koran, sondern in den Science Fictions der westlichen Kulturindustrie vorgezeichnet, die sie nachweislich konsumierten. Mögen sie sich in ihrer Ideologie auf den Islam bezogen haben, so verweist die Art ihres Vorgehens eher auf andere Arten des postmodernen, apokalyptisch inszenierten Terrors, der in den *suburbs* und Studentenvierteln unserer eigenen, westlichen Gesellschaften nistet, auf Timothy McVeigh, den Una-Bomber oder den Giftgas-Anschlag auf die U-Bahn von Tokio.*

Zweitens waren die Angreifer keine Staaten, ihnen standen weder Armeen noch Raketen zur Verfügung, sie gehörten vermutlich nicht einmal einer klar umrissenen Organisation an. Bedrohungsszenarien, wie sie dem Konzept einer

* Da ich das geistige und soziale Profil der Anschläge an anderer Stelle bereits ausführlicher analysiert habe (*Dynamit des Geistes. Martyrium, Islam und Nihilismus*, Wallstein Verlag, Göttingen 2002), beschränke ich mich hier auf diese wenigen Hinweise.

weltraumgestützten Raketenverteidigung zugrunde liegen, Vergeltungsschemata, die auf die Bombardierung einzelner Städte hinauslaufen, gehen deshalb von einem falschen Feindbild aus, weil sie überhaupt von einem klaren Feindbild ausgehen. Wenn etwas den Feind gefährlich macht, dann ist es der Umstand, daß es ihn so nicht gibt. Damit ist nämlich zugleich gesagt, daß es ihn überall geben kann. Weil der globale Terrorismus keine konkreten politischen Ziele mehr verfolgt, sondern ein Gefühl der allseitigen Bedrohung erzeugen will, weil er nicht mehr in dem Koordinatensystem eines oder mehrerer Staaten zu orten ist, sondern sich gegen alle «Ungläubigen» richtet – eine Kategorie, die so allgemein ist wie das «Böse» –, weil er die Welt als solche und nicht mehr nur einen geographisch eingrenzba- ren Raum zum Kriegsschauplatz erkoren hat, kann er in New York so gut wie auf Bali, in Straßburg so gut wie auf Djerba angreifen. Wer etwas über die künftigen Gefahren für die europäische und amerikanische Sicherheit erfahren will, muß in den Schattenstreifen der globalisierten, und das heißt vor allem: immer straffer verwalteten und zusammenwachsenden Welt suchen, gleichsam in ihren Furchen, die ganze Regionen wie Zentralasien erfassen, sich aber auch mitten durch die sogenannte zivilisierte Welt ziehen. Selbst die modernsten Weltraumraketen hätten die Anschläge des 11. Septembers nicht verhindern können, sondern nur eine bessere Arbeit der klassischen geheimdienstlichen Aufklärung, die offenkundig dramatisch versagt hat, sowie eine genauere Kenntnis von Krisenherden, die sich abzeichnen. Man kann es auch pathetischer sagen, mit dem Wort der «Weltinnenpolitik»: Nicht aus Mitgefühl und Dritte-Welt-Romantik, vielmehr aus ureigenstem Interesse würde sie den Zerfall staatlicher Strukturen und die Entstehung rechtsfreier Räume aufzuhalten sich bemühen, anstatt sie als irrelevant, weil weit weg abzutun. Eine Außenpolitik hingegen, die so ausschließlich an kurzfristigen öko-

nomischen und strategischen Interessen ausgerichtet ist, daß sie eine Demokratie wie die Vereinigten Staaten dazu verleitet, einem vom Krieg gebeutelten Land wie Afghanistan das faschistoide Regime der Taliban zu bescheren, eine solche Politik des ungehemmten Eigennutzes kann auf Dauer nicht gutgehen, auch nicht für den, der sie betreibt.

Das um sich greifende Gefühl, auf einer Insel zu leben, die inmitten eines unergründlichen Ozeans aus Chaos, Gewalt und Fanatismus liegt, ist deshalb alarmierend, weil es nicht ohne Bezug zur Wirklichkeit ist. Während immer umfassendere Ordnungsstrukturen unser Leben wirtschaftlich, technologisch und politisch regulieren und zu einer Angleichung der Lebensumstände und Werte führen, wächst die Kluft zu jenen Ländern, Regionen oder Stadtvierteln, die mit der Entwicklung nicht mehr mithalten, bis sie gänzlich von unserer Realität abgekoppelt sind. In weiten Teilen Afrikas oder Asiens hört der Staat selbst in seinen elementaren Funktionen auf zu funktionieren, und das traditionelle Wertegefüge bricht in sich zusammen. In dem Vakuum, das entsteht, wächst die Armut, breitet sich das Unwissen aus, gedeiht der politische Extremismus, etablieren sich die organisierte Kriminalität oder autoritäre Führer als einzig ordnende Macht und findet der global agierende Terrorismus das Rückzugsgebiet, das er braucht, um sich zu organisieren und seine Akteure auszubilden. Gewiß ist es die Bevölkerung jener Regionen, die in erster Linie unter dieser Entwicklung leidet, doch wäre es vermessen anzunehmen, wir seien nicht betroffen. Nur lassen sich Armuts- und Bürgerkriegsflüchtlinge, Drogen, Nervengase, Terroristen oder die atomaren Strahlungen der Bomben, die im Nahen Osten ebenso wie in Südasien stationiert sind, nicht durch ein Raketenabwehrsystem und noch so strenge Ausländergesetze fernhalten. Weder sollten wir wie die Reichen von Kairo, Karatschi oder Lima leben, noch können wir es. Es gibt kein Innen und kein Außen mehr.

1 Ägypten

Frühjahr 1999

Sprachkurs an der Frauenuniversität von Kairo. Der extremistische Islam hat in Ägypten seinen Höhepunkt überschritten, aber die Besinnung auf religiöse und nationale Werte hält an, besonders in der Mittelschicht. Sie steht nicht im Widerspruch zur Globalisierung, sondern ist ihr Bestandteil. Die islamische Werteordnung scheint jenen Halt zu bieten, mit dem man sich den Widrigkeiten und Reizen der Neuen Welt aussetzen kann, ohne die Orientierung zu verlieren. – Foto: Samer Mohdad/Lookat



Café Freiheit Im Café *al-Hurriyya* ist alles beim Alten.

Die Ockerfarbe der Wände und mit ihr der einstige Glanz der hohen Säulenhalle, die sich am Bab al-Luq-Platz im Zentrum von Kairo erhebt, ist abgeblättert wie eh und je, und in ihrer Luft liegt noch immer, was der Name *al-Hurriyya* verspricht: «die Freiheit». Die Männer und einzelnen Frauen – mit Kopftuch und ohne – lesen Zeitung, spielen Schach, Backgammon oder Karten. Sie trinken Tee, Mokka, Limonade oder – mindestens die Männer – ein Stella-Bier, und sie rauchen Kleopatra-Zigaretten oder Wasserpfeife. Gewiß, der Kassierer, der Magier am Feuer, der die Wasserpfeifen bereitet, der Ober, der Schuhputzer, sie haben graue Haare bekommen, seit der Berichterstatter vor Jahren ihr Stammgast war, aber zum Inventar gehören schließlich auch die greisen Stammgäste in ihrem beigen Nasser-Dress (das Sakko ist gleichzeitig Hemd) oder mit Krawatte und jahrzehntealten Maßanzügen, die über die immer schon besser gewesene Vergangenheit schwatzen; sie immerhin scheinen um keinen Tag gealtert zu sein. Oder sind es nicht mehr dieselben?

Im *Hurriyya* hat Kairo seine schönste und vielleicht sogar eine seiner ältesten Eigenschaften ohne Abstriche bewahrt: daß es der Gleichmacherei nichts abgewinnt, Unterschiede, Widersprüche bestehen läßt. In dieser Stadt haben die jeweils neuen Herrscher die Tempel und Paläste ihrer Vorgänger nicht abgerissen oder okkupiert, sondern lieber in der Nachbarschaft ein neues Viertel gebaut, so daß das politische Zentrum über die Jahrtausende vom Westen, wo die Pyramiden liegen, in den Süden, wo sich die frühen Christen ansiedelten, und von dort allmählich und in manchen

Kurven in den Norden gewandert ist, bis es in die Villenviertel von Heliopolis einzog, wo seit Nasser Ägyptens Präsidenten wohnen. Das Alte lebte weiter, während es gleichzeitig verfiel, so daß heute die Stadt nicht durch die Pyramiden versinnbildlicht wird, sondern durch die ihnen geographisch genau entgegengesetzte Totenstadt im Osten, in der mitten zwischen Gräbern ganze Stadtviertel entstanden sind – der lebendigste Friedhof der Welt.

Große Städte zeichnen sich dadurch aus, daß sie viele Welten beherbergen, die Viertel der Armen und die der Reichen, sie haben Nordpol und Südpol wie Teheran, Harlem und Manhattan, Ost und West, aber in Kairo sind die Welten ungleich dichter beieinander, und manchmal findet man sogar alles auf einmal: die Anarchie und Sinneslust der mystischen Männer und Frauen, die ihre rauschenden Feste im Schatten ausgerechnet der Azhar-Universität feiern, dem Hort der sunnitischen Orthodoxie; den Eselskarren, der vom Jaguar überholt wird, das Minarett neben dem Kirchturm, den Korangesang in der gleichen Gasse wie die Popmusik, das junge Mädchen im Minirock Arm in Arm mit ihrer streng verschleierten Freundin – das sind Bilder, die in anderen muslimischen Städten möglich, aber nur in Kairo allgegenwärtig sind. Hier finden Gottsucher so sicher ihr Morgenland wie der Süchtige sein Haschisch, der Ölscheich seinen Bauchtanz und die Prostituierte ihren Freier. In dieser Stadt birgt manches Teehaus mehr Parallelgesellschaften, als deutsche Albträume es sich je ausmalen könnten. Sie ist ein einziger Zusammenprall der Zivilisationen, ohne daß es bislang zum *clash* gekommen ist.

Blickt man aus den Fenstern des *Hurriyya* in die Kairiner Welten, lassen sich allerdings die neuen Gespenster der Einförmigkeit nicht übersehen. Manchmal sehen sie aus wie Gespenster: wenn der braune oder schwarze Stoff nicht nur die Haare der Frauen, sondern ebenso ihren gesamten Körper sowie das Gesicht mitsamt den Augen be-

deckt. Obwohl keine Aggression von ihnen ausgeht, erschrecken sie nicht bloß den westlichen Beobachter, und zwar aus dem einfachen Grund, daß sie einen sehen, aber nicht gesehen werden können und sich so der Kommunikation absolut entziehen. Mit ihrer Kleidung repräsentieren sie keine der traditionellen Spielarten des ägyptischen Islams, sondern das Religionsverständnis der Emire am Golf. Es gibt sie nicht lange in der Stadt, seit ein paar Jahren vielleicht, und es sind auch noch nicht viele. Aber man weiß, wenn die Gespenster sich zusammen mit ihren kurzhaarigen, langbärtigen, weißgewandeten Brüdern ausbreiteten, nähmen sie einem Café wie der «Freiheit» rasch die Luft zum Atmen.

Wohl hat der extremistische Islam seinen Höhepunkt überschritten, nicht zuletzt in Folge der Gewalt, zu der er Zuflucht nahm. Terrorgruppen wie «Die Islamische Gemeinschaft» (*al-Gama'a al-islamiyya*) oder «Dschihad» dürften in Ägypten heute kaum mehr Sympathien genießen als in Deutschland die Rote Armee Fraktion gegen Ende ihres Bestehens. Gleichzeitig aber hält die Besinnung auf den Islam und seine Zeichen ungebrochen an. Am auffälligsten manifestiert sie sich in der steigenden Zahl der Kopftücher, am gefährlichsten im Druck auf den akademischen und literarischen Diskurs. Die Azhar-Universität, theologisches Lehrzentrum des Landes, nimmt sich fast unwidersprochen das Recht, jedes für die Veröffentlichung bestimmte Werk zu prüfen, und auch die staatlichen Zensoren achten zunehmend auf die Einhaltung der öffentlichen Moral und die Beachtung der religiösen Werte, wie sie von der Azhar definiert werden. Allein an der Amerikanischen Universität in Kairo wurden aus diesem Grund in den letzten Monaten fünf Bücher auf Anordnung des Erziehungsministeriums aus dem Lehrplan gestrichen, während mehr als sechzig weitere Titel von der Universitätsbuchhandlung gar nicht erst bestellt werden durften, darunter zahlreiche Romane

arabischer Autoren. Zensur hat es in Ägypten schon immer gegeben, alarmierend für das geistige Klima aber ist die Willigkeit, mit der die Universität sie hinnimmt. An den nationalen Universitäten ist der Gehorsam schon längst vorausseilend: Bücher und Seminare, die eine kritische Diskussion der eigenen Tradition oder auch nur eine erotische Anzüglichkeit thematisieren, werden dort erst gar nicht mehr angeboten.

Daß selbst Agatha Christi, Milan Kundera, westliche Reiseführer über Ägypten und eine englische Koranübersetzung nicht davor gefeit sind, für gemeingefährlich gehalten zu werden, wirkt beileibe nicht nur auf den europäischen Beobachter befremdlich. Auch viele vor allem ältere Ägypter, die trotz der politischen Autokratie in kulturell recht liberalen Verhältnissen aufgewachsen sind, müssen sich an solche – zum Glück noch unregelmäßige – Kapriolen der Zensur erst gewöhnen. Die Verbote wirken absurd und anachronistisch angesichts der Obszönität, Gewalt und der politisch heiklen Informationen, die jeden Tag ungehindert über Satellitenkanäle, Videokassetten und Internet in die Wohnzimmer strömen; und die auferlegte Prüderie wirkt heuchlerisch in einem Land, dessen Filmindustrie mit Vorliebe *Sex & Crime* behandelt und dessen Boulevardzeitungen die Bettgeschichten der nationalen wie internationalen Prominenz, ungewöhnliche sexuelle Praktiken und die allgemeine Unmoral im Detail schildern, solange sie am Ende ihrem Abscheu kurzen Ausdruck geben.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de